

Donnerstag, den 25. Mai 1935  
größte Dienstadt, Donnerstags und Samstag  
Bezugspreis:  
Für Brasilien jährlich 28.000  
Für Ausland jährlich 35.000  
Bei direkten Bestellungen, Zahlungen u. Zuschriften adressieren Sie an  
A. C. R. de "DER KOMPASS"  
Caixa do Correio A - Curitiba - Estado do Paraná  
Redaktion und Expedition: Rua 24 de Maio 103  
Anzeigenannahme bis 1 Uhr nachm. an den Tagen vor  
Erscheinung der Zeitung.  
Kleine Einzelhefte für einmal 3500, jedes weitere Mal 1500.  
Annoncenstellen außerhalb Curitiba bei den Agenten.  
Anzeigen nur gegen Vorauszahlung.  
Verantwortlicher Redakteur: Hans Doering.

# Der Kompass

Carltyba - Staat Paraná - Brasilien

74. Jahrgang Nr. 61  
Für groß und klein, bei  
Erkältungskrankheiten:  
Karope Santo Antonio  
Geschäftsführer: Fritz Winters

## Mit Luftschiff „Graf Zeppelin“ nach Südamerika.

(Von unserem Sonderberichterstatter)  
X. Traumhaft schöne Fahrt über Spanien.

DaD. Am dritten Tag ereilten wir morgens in der Frühe um 7.30 Uhr wieder Carona: die Strecke von Gibraltar, die wir auf der Fahrt zur Nachtzeit durchschritten, hatten, nimmt uns auf. Die atlantische Küste bietet im Dunst des Morgens ersticht, nur ein hoher Berg wird sichtbar. Um so besser aber sehen wir Spanien und den mächtigen Gibraltarfelsen. Zahlreiche Schiffe, große Dampfer und kleine Segler, schweben unter uns hindurch. Hunderte von Quallen, wie große grüne und grüne Schwämme anzuschauen, schwimmen mit dem Wasser des Mittelmeerischen Meeres dahin. Wir nehmen graden Kurs auf das Kap de Gata. Sakardor tauchen die über 3000 Meter hohen Berge der Sierra Nevada auf, Andra und Almeida sind die ersten spanischen Städte, über die wir kommen. Zum ersten Male sehen wir eine Stierkampfarene. Das Luftschiff nimmt Kurs auf Carthagena, den spanischen Kreegshafen. Wir aber sehen uns einmal Spanien genau an.

„Fern im Süd das schöne Spanien!“ Trotz der unruhigen Enttäuschung, denn was sich unsern Augen tief unten darbott, war ein feiliges, trockenes, trostloses Land. Kein Baum, kein Strauch weit und breit. Die Flugschiffe waren ausgebreitet, zerstückelte Felsen drängen haushoch bis dicht ans Meer vor. Hier ab und zu ein Haus, ein landwirtschaftliches Gut, eingefasst mit einer Mauer ein kleiner, dürrig baumbestandener Garten, daneben eine runde Teime zum Trocknen der Weisernte. Alle Häuser sind mehr oder weniger quadratisch oder rechteckig gebaut. Man manchen liegt eine Zisterne mit dunkelrotem schalenem Wasser. Wasserleitungen, wie die allen Römern sie gebaut haben mögen, ziehen auf großen Bladukten durch das Land, das nur die Spuren der alten maurischen Kulturen zeigt. Wälden durch dieses fast vegetationslose Land zieht bald dicht am brandenden Meer, bald über die Berge hinweg schauernde eine imponierende Kraftwagenstraße: ein Zeichen, daß dort bald anderes, besseres Land kommen muß.

Und es kommt! Schon bei Carthagena, das wir, weil Sperrgebiet, im Bogen umfahren, fängt es an. Zypressen und Palmen wechseln miteinander ab. Mächtige Olivenpflanzungen geben der Landschaft einen ganz eigenartigen, bisher unbekanntem Reiz. Der Kreegshafen Carthagena kündigt sich schon von weitem an: auf vorliegenden Felsen stehen mehrere Langrohrgeschütze, ein Post wechelt mit dem andern ab, ein Leuchtturm mit dem anderen, ein Wachturm mit dem anderen. Wir bewundern die Wale des Kreegshafens, die dahinter liegenden großen Dampfer, die mächtigen Kasernen und Lagerhäuser der Stadt. Aber immer weiter geht die Fahrt durch das laquierenartige War Marine mit seinen zahlreichen Inseln und Inselchen. Große Salzgewinnungsanlagen, in regelmäßigen Quadraten und Rechtecken gegogen, weisen die Sonnenstrahlen zu uns hin: auf: hundertfältig sind die Einbrüche, immer gilt's Neues, Unbekanntes zu sehen.

Alicante, Alicante, Kap de la Noa — blühende Städte, herrlicher Badestrand, mächtige zum Meer sich abführende Felsen. Und dann fahren wir über

den Golf von Valencia mit Kurs auf Tarragona zur Vesperzeit haben wir die Inseln der Columbrietas erreicht: eines der schönsten Bilder dieser Fahrt neben der Insel Fernando Noronha. Zunächst nur ein kleiner spitzer Fels im Meer, die erste Insel. Dann kommen zwei weitere Inseln, nicht sehr verschieden von der ersten. Einen unvergesslichen Anblick aber bietet die letzte und Hauptinsel: ein großer, hoher, kreisrunder Fels, der nur an einer Seite offen ist und so inmitten des Meeres einen natürlichen Hafen bildet. Der vulkanische Ursprung der Insel ist unverkennbar: wie ein Maar in der Erde, so liegt das Wasser innerhalb dieses Felslandes. Ein Leuchtturm und ein mächtiges Haus krönt das Ganze. Das alte Spiel der Meeresmogen im zerstreuten und zerstückelten Gestein wiederholt sich noch einmal in seiner ganzen Schönheit.

Au der Mündung des Ebro, einem mächtigen Delta, nähern wir uns wieder der spanischen Küste. Sie ist so spärlich, so wie wir es uns immer vorgestellt haben! Von unbefruchteter Schönheit ist das Land. Fruchtbar ist es nun geworden, die Olivenhaine möllen kein Ende mehr nehmen. Dürftigkeit folgt auf Dürftigkeit, Stadt auf Stadt. Das ganze ist nur ein einziger Badestrand. Wir glauben schon gern, daß Katalonien Spaniens reichste Provinz ist: der Rundblick aus dieser Höhe beweist es besser als alle gelehrten Ausstellungen und Vorträge. Tarragona taucht auf. Hinter der großen Wale des Hafens liegen zahlreiche Schiffe, dann eine mächtige Arena, ein gewaltiger Eisenbahnhof, herrliche Kirchen und palastrartige Gebäude: alles verbindet sich zu einem Eindruck, der einfach imponant genannt werden muß. Die Höhen sind mit Weinreben bewachsen: Hier wächst der süße Tarragona! Man hat in der Tat nicht Augen genug, zu sehen, nicht Hände genug, um wieder einen neuen Film in die Kamera zu schieben! Fast zusammenhängend reißen sich die Dürftigkeiten aneinander, Dugende von Klöstern mit wunderbarer Architektur liegen auf den Anhöhen. Das Meer ist völlig von den anstürmenden Meeresmogen unterworfen, meierwelt fliegt das Wasser unter den überhängenden Felsen in das Land hinein. Immer wieder schaut man, immer wieder macht man andere auf neue Schönheiten aufmerksam.

Bis dann um 17 Uhr Barcelona erreicht ist! Die Rundfahrt über der Hauptstadt Kataloniens ist die Krönung dieser Fahrt. Im Nord des Luftschiffs ist es ruhig geworden: alle haben das Photographieren eingestellt, niemand kann seinen Blick von dieser herrlichen Stadt wenden, die sich tief unter uns mittelalt auszubreitet, keiner hat Zeit, den Apparat zu zücken. Ein unvergessliches Erlebnis für alle bedeutet diese Fahrt über dieser Stadt. Ein gewaltiges Häusermeer, durch gerade Straßen in fast regelmäßige vierreihige Blöcke zerlegt, prächtige Anlagen mit Palmen und wieder Palmen, Baläste, Villen und Geschäftshäuser, reges Leben auf den Straßen und über allem die süßliche Sonne, die Sonne Spaniens, mit ihren alles erklärenden Strahlen! Noch lange schauen wir dem entschwindenden Paradies — als solches erscheint es uns! — nach und finden nur mühsam unsere Ruhe wieder. Fern aus dem Dunst des Horizonts blickt der Gipfel des Montserrat zu uns herüber: „Im fernem Land, unnahbar unseren Schritten!“ — Spanien war für uns unüberwindlich dahin, denn alles, was noch kam, ging unter in der

Erinnerung an diese zwanzig Minuten Traumfahrt über Barcelona.

Bel Salines Maries, westlich von Marbella und der Rhonemündung, ereilten wir um 19.45 Uhr die spanische Küste. In elf Stunden waren wir von Gibraltar nach Frankreich gekommen, hatten eine Strecke zurückgelegt, für die ein Strauß 30 Stunden braucht. Die Nacht lenkte sich auf die Erde. Ueberall in den Wärdern und Städten werden die Lichter angezündet. Wir gehen auf 1000 Meter Höhe. Das letzte Abendrot an Bord will nicht mehr so recht schmelzen — Abschiedsstimmung packt uns an. Valencia, Lyon und Barcelona sind die Hauptorte dieser nächtlichen Fahrt über Frankreich. Von unbefruchteter Reiz die im laffen Lichterfunkel erstehenden Städte. Blau, rot und grün leuchtet die Reklame der Geschäftshäuser zu uns herauf. Der Mond spiegelt sich in den Flußläufen, die Schneebügel ziehen sich wie ein dunkler Wurm über die Gesteine. Mächtige Schmelzwasser stöhen durch die dunkle Nacht zu uns herauf, als wollten sie uns packen und festhalten. Doch der „Graf Zeppelin“ fährt ruhig seine Bahn weiter.

Um 1 Uhr nachts ereilten wir den Bodensee und Friedrichshafen. In 86 1/2 Stunden hatte das Luftschiff 8202 Kilometer nach Südamerika nach Europa zurückgelegt. Bis 5.30 kengeln wir über dem See. Dann aber wird gelandet. Die Landungsgemäuer werden recht ausgeführt, und bald liegt das Luftschiff in der Halle. Wir betreten wieder deutsche Erde. Vor vier Tagen noch waren wir in Südamerika, jetzt sind wir wieder in Deutschland.

## Katholizismus gegen Neuhelidentum.

DaD. Berlin, den 17. April 1935.

Der katholischen Kirche in Deutschland haben die Passionspredigten in der diesjährigen Karzeit einen Anstoß gegeben, ihre Stellung zu Volk und Staat zu bekunden. Vorher schon hatten die Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe die Parole dazu ausgegeben. Sie richtet sich mit wachsender Schärfe gegen das „Neuhelidentum“, das nach der Ansicht der katholischen Kirche in letzter Zeit, besonders unter den Augenblicken, an Bedeutung gewonnen habe. Darum wird es von der katholischen Kirche in Deutschland als um so lebenswichtiger angesehen, die katholischen Jugendvereine zu erhalten und ihnen völlige Bewegungsfreiheit in der katholischen Jugend zu sichern. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die katholische Kirche fest entschlossen ist, in dieser Hinsicht keine Konzessionen zu machen, sie besteht vielmehr darauf, daß die durch das Reichskonkordat gewährte teilweise Freizügigkeit der kirchlichen Jugendarbeit respektiert wird.

Diese Haltung kommt jedoch auch in der Passionspredigt des ersten Vertriehen der deutschen Katholiken, des Breslauer Kardinals Erzbischof Dr. Beckmann, gewissermaßen programmatisch zum Ausdruck, der sich mit entschledenen Worten gegen die Verdächtigungen wendet, als ob die katholischen Jugendvereine national nicht zuverlässig oder gar nur getarnte Werkzeuge zur Gewinnung politischer Machtposten seien. Demgegenüber erklärt der Kardinal Beckmann in seiner Passionspredigt den katholischen Eltern: „Es ist nicht wahr, daß die katholischen Jugendvereine zur Erreichung politi-

cher Ziele arbeiten und gefördert werden. Die Haltung Eurer Bischöfe ist Euch Büchlich, daß in den katholischen Vereinen die Jugend zu Staatstreue und zu treuem Gehorsam erzogen wird. Jegliche staatlliche Obrigkeit angeleitet wird.“ Gleichzeitig läßt der Breslauer Kardinal aus, daß wohl in den katholischen Jugendvereinen die Kinder nicht katholischer Religiosität und christlicher Sittlichkeit angeleitet werden und daß sie vor den Gefahren dieser Zeit gewahrt würde. Die das katholische Glaubensleben beunruhigen.

Ein Blick in die katholischen Kirchenblätter zeigt, wie auf katholischer Seite der Kampf gegen das „Neuhelidentum“ auf der ganzen Linie mit Nachdruck aufgenommen ist. Dazu hat man vor allem die Jugend mobilisiert. In allen Teilen des Reichs veranstalten die katholischen Jugendverbände Zugwohlfahrten, die vornehmlich in Westdeutschland eine außerordentlich starke Beteiligung aufweisen. Allein aus Köln werden 35 000 Teilnehmer gemeldet. Diese Veranstaltungen, die sich in aller Öffentlichkeit ereigneten und die sich schärfstens gegen die Tendenzen des „Neuhelidentums“ richteten, wurden von staatllicher Seite anerkannt. Schwierigkeiten gemacht, vielmehr wurden sie ausnahmslos genehmigt und konnten reibungslos durchgeführt werden.

## „Warum tötet man uns nicht?“

Mitteilung. Der Unterzeichnete Joan Oriagojowski Bogoljubow teilt hierdurch die Sowjetbücherei mit, daß er sich von seinem Vater, dem Priester Grigorij Stadmitrowitsch Bogoljubow, in aller Form los sagt und jede Verbindung mit ihm, als einem Feinde des Proletariats, gelöst hat, da er sich des fürchterlichen Einflusses der Kirche auf die Menschheit bewußt wurde und als sozialer Arbeiter dem Sowjetstaate dienen möchte. — Bogoljubow J. S.

Das ist kein Witz. Das ist eines derjenigen zahlreichen, immer gleich lautenden Inzerate, die man in den Provinzzeitungen des heutigen Russlands tagtäglich antreffen kann. Kann sich der Leser außerhalb Russlands vorstellen, welche unsäglich schwere menschliche Tragödie hinter einem solchen Inzerate steckt? Wohl kaum. Worum handelt es sich da? Man soll ja nicht glauben, der Sohn des Geistlichen schreibt dieses Inzerat aus Ueberzeugung.

Er schreibt es, weil sein Vater ihn monatlang darum gebeten hat, weil er auf die Karte niederzettel vor seinem Kinde und es ansehe, ihn, den Vater, zu opfern, damit er, der Junge, wenigstens ein einigermaßen erträgliches Dasein habe.

Solange der Sohn eines russischen Geistlichen irgendwelche Verbindungen hat mit seinem Vater, ist er einer jener armen Partien des modernen Russland, der kein Recht auf Arbeit, kein Recht auf Schulbildung, ja kaum ein Recht der Erziehung im Lande hat, wo er das Licht der Welt erblickte. So wächst das Kind eines Geistlichen heran, ausgehollt aus der Schule, gemieden von seinen Altersgenossen wie ein Ausläufer, und wenn er etwa 16 Jahre alt ist, beginnt er so recht tief zu merken, wie unerträglich hartes Schicksal seiner wartet. Er darf nicht arbeiten.

Als ich noch sehr jung war, dachte ich manchmal, wie schön es sein würde auf der Welt, wenn man zu arbeiten verböte. Jetzt, wo ich Tausende

von ehemaligen Menschen, von solchen Kindern wie Joan Oriagojowski, gesehen habe, weiß ich es, wie sehr grauenhafte Strafe es ist, einem Menschen jede Arbeit zu verbieten. Manah einer dieser Kermisten der Armen sagte zu mir in seiner bitteren Verzweiflung:

„Warum tötet man uns nicht? Warum müssen wir dahingegeraten, ohne Hoffnung, ohne den Trost der Müdigkeit oder christlicher, wenn auch einfacher Arbeit? Was haben wir verschuldet, daß wir Kinder von Geistlichen sind? Kann ein anderer Mensch es sich vorstellen, was es für uns heißt, wie Ausläufer gemieden zu sein?“

Was konnte ich ihnen antworten, denen, die an allem, an sich selber sogar verzweifeln, denn die Jugend kann das Leben noch nicht durch ihren Glauben beherrschen, sie kann die Einsamkeit und Tallosigkeit noch nicht ertragen. Es zerißt mir immer das Herz, wenn einer dieser Unglücklichen sich an mich um Hilfe wandte, weil er meinte, ich als Ausländer könnte ihm von Nutzen sein.

Nun stelle man sich vor, was ein Vater, der sein Kind täglich sieht, der alle seine fürchterlichen Leiden mit ihm erleben muß, durchmachen muß. Ist es denn da ein Wunder, wenn er zuletzt den Sohn oder die Tochter anseht, das obige grauenhafte Inzerat zu schreiben? Das letzte, was ein solcher Vater neben seinem Glauben noch hat, die Liebe zu seinem Kinde, zwingt ihn zu dem grauenhaften Opfer, das den einzigen Ausweg darstellt, damit sein Kind arbeiten kann.

Es wird nicht etwa eine höhere Arbeit bekommen, denn dazu ist seine Herkunft einzig in Russland in der Hinsicht, aber es wird Handlanger, Schreinerarbeiten werden müssen, es darf die allerhöchsten Arbeiten des Landes ausführen, und das schon erscheint ihm wie eine Erlösung. Die Tränen dieser Väter und Kinder sind die schauerliche Anklage, die man sich vorstellen kann. Sie verdienen zwar das Herz eines russischen Volkshelden nicht, aber sie werden sicher auch einmal ihr Recht finden, denn es ist einer, der diese Tränen sieht und von dessen Tränen sie nicht umsonst hören. Solles Mühen mahlen langsam aber sicher

## Inland

Curitiba. Am morgigen Sonntag sind folgende Apotheken geöffnet: Avenidas, Avenida 3. de Bessa 68 — Brasil, Praça Teodantes 390 — Guayra, Rua Marechal Floriano Prigoto 740.

Zur Mate-Frage. Die gegenwärtige Bogoljubow in Rio, erhielt von Buenos Aires die Nachricht, daß die Deputiertenkammer in ihrer Sitzung sich mit der Frage der Streichung der 10-prozentigen Zuschlagsteuer auf Mate befaßt werde. Die zukünftigen Kommissionen haben bereits die Streichung beantragt.

Selbstmordversuch. In Ponta Grossa trank die aus Palmeira stammende 23-jährige Maria Leite Bittencourt in selbstmörderischer Absicht eine Seltensentlösung. Sie schwab in Lebensgefahr.

Im hohen Alter von 105 Jahren starb im Hospital von Ponta Grossa ein doppelter Langzeitgenosse der Kolonist Roberto Dmochowski aus Ballinhos. Er war am 24. Juni 1830 in Polen geboren. Bis zu seiner Krankheit war er noch äußerst rüthig und hatte noch keine weißen Haare.

Conselho do Estado. 3. Mitteilung

## Der Graf und der arme Heinrich.

Roman von F. Vitzner.

„Ausreden lassen! Ob wir nicht Gretchen zu Hilfe rufen können?“

„Ja uns Jünggeleuten? Tu bist wohl übergeschnappt?“

„Ach so — das geht nicht? Na, denn nicht!“

Nach einer Weile rief er aus dem Badezimmer: „Heinrich, bring mir mal das Telefon herein.“ Und treu und brav lief Heinrich mit seinen langen Haaren und brachte ihm das Telefon. So daß Charly nun in der Badewanne sitzend telephonierte. Heinrich hörte durch die Tür nun folgenden Gespräch:

„Bitte, Fräulein, 1707! Was? Mein 1701! Nicht wegzehn! Was sagen Sie? Ich soll nicht so in den Apparat brüllen? Seien Sie doch ein bißchen nett zu mir, ich sage doch in der Teime — nee, in der Badewanne und habe kein Mädchen. Was? Ich soll nicht frech werden? Erlauben Sie mal — ist das frech, wenn man dem Teimtmädchen hoch? Wie? Hallo? Also, da seid ihr ja. Was, bist du da? Scher dich zum Teufel und schick Gretchen ran. Morgen, Gretchen, mein Gott! Weist du schon das Neueste? Frau ist mit Trinken gefürmt. Und da wollte ich mal fragen, ob deine Mutter nicht sehr dafür ist, weil der arme Heinrich und ich bei Euch zu Mittag essen? Müßt Mutti fragen? „Laut los.“ Jetzt phili Charly vergnügt: „Und zum Schluss — ganz zum Schluss, schuf der liebe Gott den Haß.“

Tann sehte das Weichen aus, und Heinrich hörte ihn sagen:

„Gut, pünktlich drei Uhr dreißig sind wir da. Es gibt doch hoffentlich kein Hammelfleisch? Poh! Lammee Wohre! Schluss.“

Heinrich hatte indes ruhig das Zimmer festgeföhert. Ein ganz eigenes Rächeln lag auf seinem treuer so harten Gesichts. Er freute sich, daß er heute Gretchen wiedersehen würde. Niemand ahnte, wie es um das Herz des armen Heinrich stand, daß er das liebe blonde Gretchen so ganz heimlich ansehend und liebte.

Wochen waren vergangen, seit ihn Charly zu sich geholt hatte. Und ganz deutlich war es zu spüren, wie Heinrich ausbleibe in denselben geliebten Lebensbedingungen, da die Sorge um das Allernötigste ihn nicht mehr quälte.

Charly hatte eine reizende, vornehme Art, ihm alle Annehmlichkeiten und Wohlthaten zu entgegen zu bringen, daß er sie ohne unangenehmen Begegnung sich gefallen lassen konnte.

Vor der Dienerschaft stellte Charly ihn als sich selbst gleichberechtigt hin, und Heinrichs Wünsche und Befehle hatten ganz dieselbe Geltung wie die Charly's.

Täglich wurde das Freundschaftsverhältnis der Zwei herzlicher und fester. Ganz wie einen Bruder behandelte Charly den armen Heinrich. Zankte sich mit ihm, streit mit ihm, botte auch mal ab und zu, teilte aber auch jede Sorge und Freude des Studiums mit ihm. Langes und schwaches Kopierarbeiten schaffte Charly der äußere Mensch des armen Heinrich. Er konnte ihm doch keine alten Kleider von sich anbieten, was ja bei Heinrichs Länge howise problematisch gewesen wäre. Und laufen konnte Heinrich sich nichts, wenngleich keine gefamte Garderobe schon längt auf dem Ausserbetat angelangt war. Was tun? Da erndete Charly gottlob, das Heinrich am 3. Juli Geburtstag hatte, und so schenkte er dem armen Heinrich unter dem Motto „Geburtsstagsüberraschung“ eine ziemlich komplette Ausrüstung. Als Heinrich gegen die Annahme protestieren wollte, schmaute Charly ihn an: „Quatsch! nicht und verdirb mir nicht die Laune. Die Pralinés dort sind nicht etwa für dich — die schickst du bitte deiner alten Tante, und zwar mit dem Geld, was sie dir da geschickt hat. Tu brauchst hier nichts — und sie hat's nötig.“

Heinrich wollte Charly danken, doch die Worte fehlten ihm, und er konnte nur wieder und wieder Charly's Hände drücken, bis dieser sich rüppig löste und ihn anbrumnte.

„Los, klinge man bei Hedners an und frag', ob Gretchen und Max mit zum Ergeln fahren.“

Am diesem Tag kam es an Bord von Charly's Segeljacht „Elsa“ zu einem vergnüglichen Vorlesungsabend, bei dem eine allgemeine Dugerei stattfand. Der arme Heinrich war sehr zufrieden gewesen mit seinem Geburtstag, denn beim Bruderschaftstinken hatte er Gretchen lassen dürfen.

Aus den russischen Sprachstunden war noch nicht viel geworden, aber den Haushalt und die Finanzien Charly's hatte Heinrich gründlich in Ordnung gebracht. Ebenso gründlich hatten ihn aber dafür auch die Dienstboten auf die Finger, so daß sie Charly nicht mehr betrogen konnten, und die Punde bekamen ihr Treiben nicht mehr im Herrenzimmer, sondern, was ihnen durchaus nicht

angenehm war, dem Teppich des Herrenzimmers aber sehr gut bekam, hinten in der Befenammer. Auch wurde Lump, dem Tadel, der schöne Ehrenfessel als Platz für sein Mittagstischchen streng gemacht, und Leo, der Vorpost, durfte nicht mehr auf dem Hügel liegen. Man war in seiner Hundedecke sehr piliert und konnte den Wamm mit den langen Beinen durchaus nicht leiden.

Nach und nach mußte Heinrich auch die Bankgeschäfte für Charly erledigen, mußte Miete zahlen, für Charly sogar zum Steueramt gehen, Schneider- und andere Rechnungen bezahlen, hatte also außer dem Studium alle Hände voll zu tun, indes Charly höchst befreit und froh sich seines Lebens und der Ordnung, die um ihn waltete, freute.

Nach den Universitätsferien hatten beide vor, sich möglichst umgehend in den Doktor und Dipl.-Ingenieur zu stürzen, damit sie Ende Oktober gleich dem Rhönur aus der Hochschule fliegen. Für die Ferien hatte Charly allerdings gemeinsame Pläne.

Für Heinrich bedeutete es eine große Erleichterung, daß er sich nicht mehr um seine Verdienung zu sorgen hatte und daß er seiner Mutter nicht mehr auf der Tasche lag. Charly hatte es ihm eines Tages plausibel gemacht, daß er, Heinrich, sich an seiner Mutter verständige, wenn er sich noch länger weigere, daß Charly ihn auch Laborgeld er uho. zahlte. Tiefen Argumenten hatte sich Heinrich gefügt und suchte nun durch Ordnung und System im Haushalt die Mehrkosten, die Charly durch ihn hatte, wegzumachen.

Tatüch, daß ihn Charly auch alle Banlangelegenheiten erledigen ließ, erhielt Heinrich einen genaueren Einblick in Charly's wirklich glänzende Vermögensverhältnisse. Doch nie empfand er Leid oder Mißgunst gegen den vom Schicksal so viel reicher Bedachten. Freude machte es ihm, denn er hatte Charly in den Tagen des Zusammenlebens herzlich geliebt.

Das Altersschicksal aber an seinem so angenehm veränderten Leben galt Heinrich doch das häufige Wiedersehen mit Gretchen. In der Lufterstreuung hatte er sie ja auch täglich gesehen — aber eben nur gesehen — und jetzt sprach er doch täglich oft mit ihr; oft fuhr sie mit ihm und Charly im Auto zur Hochschule, und er war mit Max, dem Jüngling in den Plegelfahren, Galt auf der Jagd. Am liebsten war es ihm aber, wenn er sie mal so ganz allein traf. Meist richtete er es so ein, daß er ihr im Treppenhause begegnete. Und dann war Heinrich für den gan-

zen Tag glücklich. Der arme Heinrich lebte wie ein Graf, empfand es täglich, wie schön sein Leben jetzt war, und hing mit all seiner dankbaren Liebe an Charly — was ihn aber nicht hinderte, ein sautes, aber strenges Regiment über ihn zu führen.

Heinrich war mit dem Zimmer fertig und wollte eben an die Bereitung des Frühstücks gehen, als die Klingel des Badezimmers Sturm läutete. Mit langen Schritten eilte Heinrich zum Badezimmer.

„Herr Graf befehlen?“

„Du — sechs Tage geht die Sache.“

„Welche?“

„Die dienstbotenlose, jährliche Zeit.“

„Warum gerade sechs Tage?“

„Sechs Paar Straßenschuhe habe ich. Und Schuhe selber putzen — lieber als Bild in einem Mädchenpensonal an der Wand hängen.“

„Und wegen dieses Quatschs läutest du Sturm?“

„Nein doch! Sag mal, Heinrich, haben wir 'ne Bodenkammer?“

„Eine mit Vattertüre und eine mit fester Tür. Wen willst denn da empieren?“

„Kuß! Hast du eine Ahnung, ob in den Bodenkammern noch eine Bettstelle steht?“

„Jawohl. Wenn so eine wie die deine, mit Wäschtlisch und Kleiderschrank.“

„Wo doch! Ja, mein Köppchen! Der Krenpel muß runter.“

„Wie? Kein Kopf?“

„Nah unter!“ ignorierte Charly den Einwurf.

„Und wohin und wozu?“

„Wird amnussvoll dem Salon angegliedert. Wozu? Als Wohn- und Schlafzimmern für unsere neue Hausdame. Pah auf, du, ich dreh' jetzt die Braue an. Sieh dir die Hausdame nicht glatt? Tu machst ja'n norddämlisches Gesicht.“

„Wo willst du die denn so schnell hernehmen?“

„Das willst du schon sehen. Maus jetzt mit dir! Minns' Telefon mit und telephoniere in die Garage, daß Frau herkommt und die Möbel vom Boden holt.“

„Sonnst bist du aber ganz gesund, ja?“

„Maus! Das rat ich dir!“

Pünktlich zur Zeit stellten sich der Graf und der arme Heinrich bei Hedners zum Mittagessen ein.

Max, der Kennaler, in dem süßen Wahn gewiegt, daß es wegen der Gäste etwas besonders Gutes geben würde, kam ausnahmsweise einmal

pünktlich zu Tisch. Er hatte seinen Hunger durch eine halberwachtige Fastenzeit trauit und wurde nun küng enttäuscht, denn es gab nichts anderes als Souffle. Demzufolge fand er seine alte Tante „schöbel“.

Am Morgen der Frau Professor tobten ja aber so ganz andere Geübte als die Sorge um abwechslungsreiche Tierfolge. Sie gab sich dem Gretchen hin, daß Charly Berger sich um ihre Gretchen hawerten würde. Denn, so dachte sie, warum juckte der junge Mann so oft die Gekengheit, ihre Tochter zu sehen und zu sprechen? Das konnte doch nur ewiltliche Liebe sein? Ach, und Charly Berger war eine so glänzende Partie.

War Max enttäuscht von dem Tiner, so langten die anderen jedoch tapfer zu, und die Unterhaltung bei Tisch war sehr fiedel.

Demgegenüber schickerte Charly seine Dienstbotennot. Da Trinken soll Heinrichs Oberregie freis Rechnung ablegen sollte und dazu, wenn diese nicht stimmte, noch frech wurde, so wurde ihr gekündigt. Frau war wohl in einem Sympatistrit getreten, so daß man also ohne Dienstboten war.

Frau Professor stellte ihre „Berle“ zur Verfügung, was aber abgeteilt wurde.

„Vielen Dank, gnädige Frau, ich hoffe, daß mir die Hilfe nicht nötig haben. Ich fahre morgen per Auto in die Gegend und hoffe, eine Pilse für uns gleich mitzubringen.“ sagte Charly.

„Also darum läßt du heute schon den Salon umräumen.“

„Heinrich, du lebst nicht lange, du bist zu kug.“

„Quatschlopp!“

„Du, benimm dich hier. Was soll der Herr Professor vor dir denken?“

Der Herr Professor denkt sich, daß der arme Heinrich selber entscheiden brauer war, wozu der alte Herr lachend dazwischen.

„Ach so — das soll wohl heißen, daß mein überdehnter Einfluß ...? Ach nein, Herr Professor — der dort hat nur früher den Brauen markiert. Welt, Gretchen, den Jüngling kennen wir. Wegen den ist Max noch ein Baifenkrabe.“

„Was bin ich?“

„Ach ruhig weiter, mein Sohn, lag dich bei der Vertilgung deiner Miesenportion Bidding nicht hören.“

„Gott, Papa — ich hatte seit zwei Stunden nichts gegessen.“ antwortete Max tief beleidigt. Während dieses Interneggos hatten die Augen Heinrichs selbstvergessen in den blauen Augensternen seiner angebeteten Grete gerührt.

(Fortsetzung folgt.)

Lieben Sie Hopfenaroma? ... dann bevorzugen Sie **Atlantica Imperial Pilsen**, ein stark gehopftes Bier.





